

von Dorothea

Das nächste Mal

Nun wohne ich schon seit fast einem Jahr in dieser Stadt und habe erst vor kurzem die Fußgängerbrücke über die Gleise ganz in der Nähe des Bahnhofs entdeckt. Beim ersten Überqueren war alles noch ganz unspektakulär: Die Sonne schien, ich war gut gelaunt und wollte so schnell wie möglich auf die andere Seite, um am Rhein entlang spazieren zu gehen. Beim zweiten Mal ist es Abend und ich blicke eigentlich nur kurz Richtung Bahnhof. Das Bild aber, das sich mir öffnet, hat etwas Magisches an sich: Auf den zahllosen Gleisen stehen Züge abfahrbereit, etliche Warnlichter leuchten rot, am Horizont recken sich ein paar Hochhäuser in die untergehende Sonne, die das Ganze in ein warmes Licht tauchen. Der Bahnhof mit seiner riesigen Glaskuppel sieht zu dieser Tageszeit richtig einladend aus. Ich frage mich, wohin wohl diese Züge fahren. Wie viele Leute sitzen in diesem Moment drin und kennen zwar ihr Reiseziel, aber wissen nicht, was die Zukunft bringen wird? Und plötzlich muss ich an die Nacht denken, als vier Menschen mit je einem Koffer in der Hand in einen Zug steigen und alles Bekannte hinter sich lassend zu einer Reise ohne Wiederkehr aufbrechen.

Mit zehn Jahren hatte ich nicht viel von den Hintergründen verstanden, warum wir auswandern sollten. "Ihr sollt es einmal besser haben als wir", war dann so die Standardantwort. Nachvollziehen konnte ich es trotzdem nicht. Wie jedes andere Kind ging ich zur Schule und meine Ferien verbrachte ich größtenteils bei meinen Großeltern auf dem Lande, wofür ich heute noch dankbar bin, denn so eine schöne Kindheit wäre woanders nicht möglich gewesen. Ich hatte Freunde und in der Schule als braves Kind keine Probleme.

Mein Vater war von einer Auslandsreise nicht mehr zurückgekehrt und sein größter Wunsch war, dass wir alle nachkommen sollten in dieses für uns vollkommen unbekannte Land. Viele meiner Freunde wanderten im Laufe der folgenden Jahre auch aus, da konnte es ja nicht so schlimm sein, alles Vertraute hinter sich zu lassen. Obwohl sie schon verdächtig leise wurden, wenn ich sie bei Besuchen fragte, wie es ihnen denn in ihrer neuen Heimat gefalle. Einige von ihnen sahen auch sehr verändert aus: so verdammt erwachsen geworden innerhalb von kürzester Zeit, teilweise strotzten sie nur so vor Gesundheit, was man durchaus auch als leichtes Übergewicht bezeichnen konnte. Aber wahrscheinlich lag es nur an den vielen Vitaminen, die sie mit frischem Obst zu sich nahmen, und an Sanostol - die Werbung hatte ich ja schon öfter in Zeitschriften gesehen, die trotz Verboten in die Schule mitgebracht wurden.

Bis zum lang ersehnten Tag der Abreise dauerte es vier Jahre und wir fuhren zwischendurch öfter mit dem Zug in die nächste Kreisstadt, um mal wieder irgendwo bei einer Behörde Schlange zu stehen, aber das waren wir ja nicht anders gewohnt. Wir nahmen es schließlich mit Humor, wegen so etwas Banalem wie Toilettenpapier stundenlang anstehen zu müssen; Bananen, Orangen oder Fleisch waren eher eine Seltenheit.

Wir lebten damals in einem Land, in dem der Erfinder von Ohropax für Wohnungswände ein Multimillionär geworden wäre, und wo wir uns auf der Straße umschaute, bevor wir etwas in unserer Muttersprache sagten. Sonntags in die Kirche zu gehen war revolutionär - weil offiziell verboten - und dennoch taten es die meisten. Viele opponierten auch unter dem Deckmantel der Literatur und ab und zu verschwanden Intellektuelle oder Künstler von der Bildfläche, wenn sie es wagten, ausnahmsweise die Wahrheit zu sagen und nicht - wie sonst üblich - Schönheitsoperationen an der Angst einflößenden Fratze der Diktatur vorzunehmen. Anschließend machten die wildesten Gerüchte über Quarantäne oder Selbstmord die Runde. Ein Schauspieler wurde krankenhausreif geschlagen und konnte danach nie wieder Filme drehen, und das nur, weil seine Frau ein unmoralisches Angebot von Seiten eines Hässlichen abgelehnt hatte.

In unserer Küche reichten die Freundinnen meiner Mutter regierungskritische Gedichte herum, die bei einer Tasse schwarzen Kaffees vorgelesen wurden. Über einen offiziell verbotenen Radiosender wurden zwischen Rauschen und Knacken in der Leitung die Auslandsnachrichten gehört. Danach diskutierten alle heftig darüber und doch passierte nichts. Sobald der Kaffee getrunken war, drehten alle ihre Tasse um und lasen sich gegenseitig aus dem Kaffeesatz die Zukunft. Welche Zukunft hatten wir schon zu erwarten in einem Land, in dem die Angst gezüchtet wurde wie Tomaten in den Beneluxländern und Anpassung das höchste Gebot war! Dabei träumten wir von Reisen in andere Länder, von der Freiheit, später mal das Fach selbst auszusuchen, das man studieren will, von koffeinhaltigen Softgetränken, Kosmetik, Jeans - und von einem Land, in dem wir unsere Kultur pflegen können.

Wir stellten den Ausreiseantrag, holten Genehmigungen ein und nach und nach hakten wir die annähernd 100 verschiedenen Formalitäten ab, die erledigt werden mussten bis zur Fahrt in die neue Heimat. Mein Vater bekam zweimal die Erlaubnis, uns zu besuchen. Ich war mir nicht sicher, worüber sich mein Bruder und ich am meisten freuten: ihn zu sehen oder über die Mitbringsel? Oder waren es doch nur die Geschichten, die er erzählte, wenn wir ihn mit Fragen löcherten?

Und dann ging alles ganz schnell: In drei Monaten sollten wir die große Reise antreten. Dabei mussten unser Haushalt und der meiner Oma aufgelöst werden, denn alles, was wir mitnehmen durften, war nur ein Koffer pro Person. Es war plötzlich so leicht, sich von Dingen zu trennen, die meine Familie im Laufe der Jahre angeschafft hatte, um es uns in unserem Zuhause gemütlich zu machen. Und immer wieder kamen fremde Leute vorbei, die darauf spekulierten, etwas umsonst mitnehmen zu können. Die bunten pakistanischen Teppiche, auf denen ich so gerne getanzt und die ich jede Woche mühsam auf den Knien rutschend gesaugt hatte, wurden ein letztes Mal ausgeklopft und dann verschenkt, weil meine Mutter keinen Nerv mehr hatte, um groß zu verhandeln. In all dem Trubel drängte sich mir aber öfter die Frage auf: Wie ist es denn dort, wo wir hinfahren?

Die Zimmer waren ausgeräumt, in einem lagen schon seit Wochen die Koffer, in die wir nach und nach Kleidungsstücke gelegt hatten, die wir mitnehmen wollten. Wie schön doch unser Haus war! Der Holzboden glänzte wie noch nie und es machte so viel Spaß, durch die leeren Räume Räder zu schlagen.

Die letzte Nacht schliefen wir bei einer Nachbarin, und am nächsten Tag kamen noch einige Freunde und Bekannte vorbei, um sich zu verabschieden und etwas "für den Weg" vorbeizubringen. Ein Nusskuchen, den eine Freundin meiner Mutter gebacken hatte, passte beim besten Willen nicht mehr in die Reisetasche und meine Bemerkung "Ach, macht nichts! Den essen wir, wenn wir wieder zurück sind." löste etwas Verwunderung aus.

Spannend wurde es noch einmal, als der Wagen schon vollgeladen und wir startbereit waren, aber mein Bruder einfach nicht aufkreuzte. Er hatte die letzte Nacht bei seiner Freundin verbracht und keiner traute sich zu sagen, was eigentlich alle dachten: "Der kommt nicht mehr, der will hier bleiben." Meine beste Freundin beobachtete unser Treiben hinter den Gardinen versteckt und ich konnte mich nicht dazu aufraffen vorbeizugehen, um mich zu verabschieden. Ich ahnte wohl, dass es ein Abschied für immer sein sollte, und das wollte ich einfach nicht wahrhaben. Dann plötzlich kam mein Bruder mit dem Fahrrad um die Ecke gebogen, ohne Kommentar zog er sich um und setzte sich ins Auto: "Ich bin startklar", meinte er einen Ton zu laut und guckte in die andere Richtung, um seine geröteten Augen zu verbergen.

Endlich fuhren wir zum Bahnhof, die ganze Nacht warteten wir an der Grenze, wurden durchsucht und saßen noch ein paar Stunden im Zug, ehe er losfuhr. Das große Abenteuer begann. Wo würden uns diese Gleise hinführen? Wir überquerten die Grenze, noch einmal Herzklopfen, als Militär mit Spürhunden durch die Waggons lief.

Wir waren länger als 24 Stunden unterwegs und fuhren durch mehrere Länder: Endlich waren wir im Ausland! Wir bestaunten Leuchtreklamen, Autos, verwahrloste Bauernhöfe und das absolute Highlight war ein Kiosk mit bunten Limonaden und jede Menge Süßigkeiten auf einem Bahnsteig.

Die Ankunft hier war dann sehr nüchtern ausgefallen, allein die liebevoll geduldige Art meines Vaters konnte über die Anfangsschwierigkeiten hinweghelfen: eine fiese Form von Windpocken gleich nach der ersten Woche hier, eine außerordentlich katastrophale Schulberatung: „Wir empfehlen das mathematisch-naturwissenschaftliche Gymnasium, denn Fremdsprachen haben keine Zukunft!“, gemeine Klassenkollegen, die unter anderem mit Fragen nervten wie „Warum bist du hier?“ und allgemeine Ratlosigkeit: „Wie soll ich mich in einem Land je zu Hause fühlen, in dem ich schief angeschaut werde, wenn ich das Wort ‘Heimat’ benutze?“. Schnell erkannte ich, dass alle meine Freunde nicht die Wahrheit erzählt hatten und ich auch ohne dieses Vitaminpräparat gesund bleiben konnte. Das Gefühl, in einem parallelen Leben gelandet zu sein, blieb und die Sehnsucht nach einem Stück von dem Nusskuchen damals wurde immer größer. Jahrzehntelang quälten mich Albträume über verpasste Züge und Koffer, die innerhalb einer Stunde gepackt werden müssen, und ich es nicht schaffe, alles mitzunehmen, was ich zum Leben brauche.

Als Kind hatte ich die Zugfahrten immer genossen, meinen Kopf gegen das Abteilfenster gedrückt und der vorbeisausenden Landschaft hinterher geschaut, als Hintergrundgeräusch das monotone Klack-Klack der Räder, das mich irgendwann einschlafen ließ. Diese eine Fahrt jedoch hatte einen Bruch in mein Leben gebracht. Damals wusste ich nicht, wohin der Zug mich bringt und vor allem: Ich konnte es mir nicht mehr anders überlegen und aussteigen. Wäre ich doch an einem Ort angekommen, von dem ich eines Tages hätte sagen können: Das ist meine Heimat! So wurde ich aber zum rastlosen Nomaden: stets auf Reisen und dabei doch nur auf der Suche nach diesem Gefühl von Angekommensein. Meinen Geburtsort empfand ich nach fast 20 Jahren nur noch befremdend - immerhin hörten danach die Albträume auf.

Aber der Sonnenuntergang heute stimmt mich zuversichtlich: Vielleicht entdecke ich meine neue Heimat das nächste Mal, wenn ich aus dem Zug steige.